

Unterhaltungsblatt
Als Beilage zur Pressburger Zeitung Nr. 70.
Freitag, den 6. September 1816.

Ein merkwürdiges Paradoxon.

Der Kunstgriff, die Aufmerksamkeit durch Paradoxen und seltsame Ideen zu erregen, ist keinesweges neu, sondern vielmehr so alt und verbraucht, daß er fast gar keine Wirkung mehr hervorbringt, und man wird sich vielmehr genöthigt sehen, um den obengeannten Zweck zu erreichen, zu einfachen, richtigen und vernünftigen Ideen zurückzukehren. Dazu gehört aber freylich mehr Talent als zu dem erstern. Seit 30 oder 40 Jahren ist besonders das medizinische Publikum mit Paradoxen aller Art heimgesucht worden. Unter diese Gattung kann man denn auch wohl eine Brochüre rechnen, welche so eben unter dem Titel: Lettre aux Médecins sur l'abstinence de toute substance fermentée, ohne Namen des Verfassers in Paris erschienen ist. Vielleicht ist der Verfasser kein Arzt, allein er wendet sich an die Aerzte, und strebt nach nichts Geringern als unsere Gesundheit durch ein regime in dem Grade zu vervollkommen, daß sie fast unzerstörbar wird, und wir der Unsterblichkeit im eigentlichen Sinne fast sicher entgegen sehen können. Es bedarf dazu nichts weiter, als nur nichts Gegerenes (fermenté) zu genießen, besonders aber nichts Gekochtes oder Gebackenes, denn das Feuer ist das erste Prinzip aller Fermentation. Aber was soll man denn sonst essen? O! an Nahrungsmitteln wird es nicht fehlen! Haben wir nicht Gras, Heu, Hafer, Korn, so wie es nämlich aus den Aehren kommt, Gurken, Kürbisse, besonders Salz, Salz mit vollen Händen, nur keinen Zu-

ker, denn das Sieden hat hier Alles verdorben; viel Pfeffer, Zimmt, Ingwer, Knoblauch, Zwiebeln und dann Holz und Steine! — Ja, ja Holz und Steine! diese gehen durch den Schlund wie eine Flüssigkeit, sagt der Verfasser, wie ein Glas Wasser, und die Wohlthätigkeit dieser Nahrungsmittel für die Gesundheit muß berechnet werden nach dem direkten Verhältnisse ihrer Festigkeit und Härte. Man muß sich daher wundern, daß dieser Feind aller Fermentation nicht auch das Eisen angerathen hat, allein dafür empfiehlt er die Diamanten! Anstatt also daß unsere Damen die Diamanten in den Ohren tragen, oder Hals und Haare damit verzieren, werden sie wohl thun, sie zum Frühstück zu genießen. Die Damen sind besonders bey dem regime des Verfassers sehr interessirt, und ohne weiter ins Detail zu geben, werden sie ihm wenigstens zwölfmal des Jahres zu danken haben, wenn sie sich aller durch Fermentation bearbeiteten Nahrungsmittel enthalten. Statt den Kopf mit Diamanten zu schmücken, mögen sie dazu Blumen wählen, deren Glanz, wie der Verfasser sehr galant bemerkt, weit besser mit dem ihrer Haut übereinstimmt. Um ihnen die Diamanten zuwider zu machen, sagt er ihnen, daß die Chemie diese Substanz, die ihnen so glänzend scheint, unter die Kohlen rechnet. Ist es denn also nicht schöner zwey Rosen als zwey Kohlen in den Ohren zu tragen?

Der Verfasser gesteht indessen, daß er bisher nur sehr wenig Steine, wohl aber viel Holz gegessen habe. Er ist jedoch kein Feind vom Fleisch, nur muß es nicht gekocht seyn, sondern das was man in den Geschichten von den Menschenfressern rohes Fleisch nennt. Einst sagte er, erblickte ich ein Stück frisches Schweinefleisch, das meine Begierde außerordentlich erregte — ich war ohne

Zeugen — ich aß ein ziemlich honettes Stück davon mit Appetit. Hierauf spricht er mit Entzücken von dem epanouissement, welches bey ihm, sowohl im Physischen als Moralischen, die innige Berührung dieses neuen Nahrungsmittels mit seinen Eingeweiden erzeugt habe. Von dieser Zeit an hat er sich auch den hübschen Namen Carni-Crudi-Vore gegeben.

Die Resultate und eine glückliche Erfahrung sind indeß in der Arzneywissenschaft dasjenige, was am meisten ein System unterstützt. Folgendes ist der sehr beruhigende Zustand unsers Doktors, seitdem er sich an sein regime gebunden hat, so wie er ihn selbst S. 35 und 36 seiner Schrift beschreibt: Er ist trotz alles Holzes, das er genossen hat, sehr mager; sein Teint ist nicht frey von Färbungen aller, selbst der häßlichsten Nuancen, das heißt denn doch in gewöhnlicher Sprache: er hat einen schlechten Teint! — Alle seine Nächte sind seit zwanzig Jahren schlecht! Er schläft zwar fast die ganze Nacht, allein bald wird er, während des Schlafes, von einer unerträglichem Traurigkeit befallen, bald hat er eine außerordentliche Lustigkeit, womit er nicht weiß was er anfangen soll. Schreckliche oder wunderliche Träume quälen ihn, und er wird von Schrecken und Mitleid befallen, so daß er gesteht, es bleibe ihm in Ansehung der Nächte viel zu wünschen übrig; allein er hofft doch unsterblich zu werden. Denn „der Mensch soll nicht von sich selbst ausarten durch die Art von Herabsetzung, welche man gewöhnlich Tod nennt.“ Er hofft, daß, wenn er diesen Planeten verläßt, auf dem unser Aufenthalt nicht immerwährend beschränkt seyn kann, er die bekannten

und unbekanntem Räume des Universums durchlaufen werde, und so glänzende Vortheile erkaufte man wohl nicht zu theuer durch einige schlechte Nächte.

Pauline Riotti und der Portugiese J. Pimonto.

(Fortsetzung.)

R. Die Gelehrten Männer, diese Zierden des Staats, die die herrschende Meinung von einem Jahrhundert zum andern bestimmen, diese mußte er erst auf eine besondere Art zu behandeln, wenn sie sich mit ihren geläuterten Ansichten in die Pläne seiner Politik einmischten.

P. O lassen Sie mich doch dieselbe vernehmen!

R. Sobald einer der Gelehrten seine Stimme erhob, und diese brachte auf dem Instrumente seiner Volksblende, einen Mißklang hervor, sogleich wurde er für wahnsinnig erklärt, und als einer der im Kopfe nicht richtig ist, nach den Zellen von Charenton abgeschickt. Dieß traurige Loos betraf viele, sehr rechtschaffene Männer, als unter andern den gelehrten Calande und den einsichtsvollen Junot, Herzog von Abrantes.

P. Eine Regel fürwahr, die Todesschrecken einjagt, und die einzig in ihrer Art war, den einsichtsvollen Männern auf einmal den Mund zu stopfen, wenn sie dem Volke die tyrannischen Hofmaximen der Regierung aufdeckten.

R. Doch — erklaunen Sie, über die beyden Extreme, die sich gewöhnlich fast bey allen Handlungen des Gefangenen auf St. Helena, ankündigten — von der andern Zeit, war er wider gegen die Gelehrten, auf eine ungewöhnliche Art, mit Geschenken und Belohnungen verschwenderisch. Viele, sehr viele, die freylich zum Glück sehr oft nur elende Poetaster und Scribler waren, die seine Siege und Avontüren, mit dem unverschämtesten Lobe besangen, oder seine fürstliche Abstammung auf der Drehs-

bank der Genealogie, erwiesen, hatten auf dem Produkte seiner Generosität, das Gebäude ihres gemächlichen Lebens aufgeführt. Nur einem armen deutschen Künstler, Namens Schumacher, der sich, wer weiß von welchen Hiesenhoffnungen aufgemuntert, mit seinem Modell von einem Begräbniß-Monument, das die Unterschrift: „Naparte des Großen Grabmal“ führte, nach Paris begab, ging es nicht nach Wunsch: denn auf Befehl der Regierung hatten ihn, ein paar beordnete Gensdarmen, sammt seinem Modell über die Gränzen von Frankreich gejagt.

P. Das war von dem Künstler freylich kein guter Gedanke, den erhöhten Mann, auf dem höchsten Gipfel seiner Würden, an die Hinfälligkeit alles Glanzes und an das finstere Grab, zu erinnern.

R. Sein Werk soll aber doch ein meisterhaftes Kunststück gewesen seyn! So geht's aber, der Verdienstvolle muß darben, und der Unwürdige findet oft auf Rechnung der geringsten Bagatellen, sein herrlichstes Unterkommen, wenn er die Zielscheibe der Schwächen eines freygebigen Großen, richtig trifft. — Als der Gefangene auf St. Helena, sich einst in Athen aufhielt, wo er so gerne auf einem jeglichen Plätzchen verweilte, auf dem Kaiser Karl der Große einst verweilt hatte, so verschwendete er ungeheure Summen an diejenigen, die ihm, aber nur aus der Absicht, um französische Livres einzuärndten, das Portrait von jenem Kaiser, den Stein, auf welchem er gesessen, das Kreuzifix, vor welchem er gekniet, und eine Balslade überbracht hatten, die eine seiner Töchter verfertigt haben soll.

P. Je nu, die Launen der Großen, kosten viel Geld.

R. Und auch viele blutige Schweißtropfen der Armen! setzen Sie noch hinzu. Ja wohl war dieß eine geldfressende Antikengille, die sich noch so allenthalben, weil

Maritäten des Alterthums, den Flor der Künste erhöhen, entschuldigen ließe — aber nur hören Sie, was ich Ihnen jetzt sagen will: er soll auch für Frauenzimmer große Pensionen und Gnadengehalte ausgesetzt haben.

P. Und — ist denn dieß etwas Auffallendes? ich sehe es nicht ein, wie sie bey diesen Worten eine Miene machen können, als hätten sie den Stein der Weisen erfunden — wenn die Pensionsfähigen sich nur auf wahre Verdienste um ihn und den Staat berufen konnten?

R. Das ist's eben, der Grund von dergleichen Pensionen scheint mir ein wenig allzu komisch zu seyn.

P. Wie meinen Sie das?

R. Stellen Sie sich vor: einmal wandelte in Frankreich einigen Frauenzimmern die Lust an, den Gefangenen auf St. Helena, versteht sich aber, als er noch den mit goldenen Bienen ausgestickten kaiserlichen Mantel umhatte, zu umarmen! Mehrere gab es, die von ihm nur einen Kuß zu erhalten, oder ihm einen Kuß zu geben wünschten.

P. Ein seltenes Phänomen in der That, der weiblichen Grillenfängerey und Luxuriosität, oder wie ich diese sonderbare Weiberkaprixe besser bezeichnen könnte. Und gab es denn auch wirklich solche Thörinnen, die ihn geküßt und in dem Kusse etwas magnifique gustiöses gefunden haben?

R. O ja; im Jahre 1804 hatte ihn zu Amiens ein Mädchen geküßt. Der Kuß dieser zartgebauten Cythere, hatte aber bey ihr eine besondere Wirkung hervorgebracht. Sie bekam Krämpfe und fiel darauf in Ohnmacht. Allein, als sie von des Feuerkusses Erschütterung erwachte, und die Augen wieder zum neuen Leben aufschlug, erhielt sie dafür einen Gnadengehalt von 3000 Liores! Die Kaiserküsse schienen von dieser Zeit an, in Frankreich an die

Tagesordnung gekommen zu seyn: denn als Buonaparte sich einmal bald darauf, auf seiner Reise zwischen Abbeville und Montreuil befand, fühlte die reizende Madam, Encore, auch den Drang, den Durchziehenden zu küssen. Doch der Kuß alhier, wäre ihm wohl bald sehr theuer zu stehen gekommen: denn die listige Schöne hatte in ihrem Oberkleide, ein vergiftetes Stillet versteckt gehabt, mit dem sie den Angebeteten während der Umarmung, niederzubohren gedachte. Düroc, der oberste Minister seiner geheimen Polizei, der das verborgene Mordinstrument bemerkt hatte, rettete ihm hier das Leben.

P. Was war denn das für ein Ungethüm, die geheime Polizei? — Oder aber lieber halten Sie schon ein mit Ihren Mittheilungen: denn ich kenne aus dem bereits Gesagten den Mann schon genug, der auf St. Helena als Gefangener eingesperrt ist.

R. Nur ein wenig haben Sie noch Geduld! Die Ausbildung dieser geheimen Polizei oder Espionage, die sich wie ein verpesteter Qualm über ganz Frankreich einst verbreitete, und daher auch den Sturz des Gefangenen auf St. Helena beförderte, könnte noch so manches beitragen, das Farbenspiel von dem Gemählde seines Herzens und seiner Seele, um ein merkliches zu erhöhen. Ein jeder seiner Espione, die er sogar über seine eigenen Brüder hielt, mußten ihm de ordine tagtäglich das Resultat ihres Aufspürens und Witterns, schriftlich einreichen.

P. Brechen Sie ab: denn mir wird der Kopf schon über und über von den Ungereimtheiten voll, die ich höre.

(Der Beschluß folgt.)

Die Siebenschläferin.

Zu Duannald in Schottland überfiel den 27. Juny 1815, die 20jährige Tochter eines Landmannes,

Namens John Eyaß, ein Schlaf, der bis zum 30. währte. Den folgenden Tag fand man das Mädchen wieder eingeschlafen, und es blieb 7 Tage in diesem Zustande, ohne die geringste Nahrung oder Bewegung. Nach dieser Zeit schloß man aus Zeichen, welche diese Person mit der linken Hand machte, daß sie zu Essen verlange; man reichte ihr etwas Speise, und sogleich überfiel sie wieder die alte Schlafsucht, die bis zum 8. Aug. währte. Von dem ersten Anfalle an schlief sie demnach 6 Wochen mit Ausnahme von wenigen Stunden. In den ersten 14 Tagen schlug der Puls ungefähr die Minute 50, die dritte Woche 60, und gegen das Ende 70 bis 80mal. Die ersten Tage nach ihrem Erwachen war sie sehr schwach, nahm aber so schnell an Kräften zu, daß sie vor Ende Augusts schon bey der Ernte half. Dieser Vorfall wurde mit allen Umständen von dem Pfarrer der Gemeinde aufgezeichnet, und von Kunstverständigen bescheinigt, welche die Kranke besucht haben.

Naturwunder.

Zu Paris ereignete sich dieser Tage ein Naturwunder erster Größe. Ein Böttner spaltet ein Scheit Holz, um Faßdauben daraus zu machen. Wie erstaunet er, als er im Holz drinnen eine vollkommen gezeichnete Lilie entdeckt, die das Beil bloß gestreift, übrigens aber ganz respektirt hatte! Vier Grenadiere von der 11:ten Legion, die zufällig dabey standen, ganz erstaunt, mit welcher Kunst die Vorsehung dieses, allen Franzosen schon längst so theure Zeichen an einem so versteckten Ort entdeckt hatte, kauften dieß kostbare Stück Holz und machten dem Museum der Naturgeschichte ein Geschenk damit. Gedachte Grenadiere bezeugen diese Wundergeschichte in der Quotidienne mit ihrer Namensunterschrift.
